

Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2004)

Nachruf: "Ich habe ein gutes Leben gehabt" : zum Tod von Ernst Weber (1929-2003)
Autor: Weber, Peter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich habe ein gutes Leben gehabt»

Zum Tod von Ernst Weber (1929–2003)

Peter Weber

Mein Vater war kein Patient. Viel zu unbändig, zu tapfer, immer in Bewegung, selbst hinter der Sauerstoffmaske neugierig, die Schwestern befragend, nach ihrer Herkunft, ihren Lebensumständen. Oder er war aufgebracht, aus Angst, er könnte das Bewusstsein verlieren, an den Schläuchen enden. Wir mussten ihm seit Jahren heilig versprechen, dass es nie so weit kommen würde. Er war nie richtig krank gewesen, nie wirklich im Spital gelegen. Als der Bescheid der Ärzte kam, dass sie machtlos seien, entschloss er sich, dass es schnell gehen müsse. Glücklicherweise waren alle da, die ganze Familie. Er wurde in ein Einzelzimmer verlegt. Je weniger Atem, desto kleiner die Welt, würde man denken. Nichts davon war bei ihm zu spüren. Sobald er im Einzelzimmer lag, das sein Sterbezimmer wurde, war er gelassen. Wir waren aufgelöst, er hat uns beruhigt mit seiner Gelassen- und Entschlossenheit. Er habe alles geregelt, keine Fragen offen. Dann wiederholte er immer wieder: «Ich habe ein gutes Leben gehabt», als hätte er gewusst, welche Worte die Hinterbliebenen benötigen würden. Zu den Ärzten sagte er: «Ich will verreisen. Wenn ich vor sechzig Jahren die Wahl gehabt hätte, bis 74 dieses Leben und dann schnell verschwinden, ich hätte sofort unterschrieben.» Und: «Ich habe immer Tiere gehabt. Im Tierreich ist das normal, leben und sterben lassen.» Unverminderte Präsenz, letzte Gegenwart. Die Todesart spricht für die Lebensweise. Er hat Fassung bewahrt, Linie gehalten bis an die Kante. Bis in die letzten Züge bei vollem Bewusstsein, geistreich, ja voller Schalk. Er hat mit grossem Atem gelebt. – Was ist ein gutes Leben?



Wenn man die Fotografien anschaut, die Kindheit in den dreissiger Jahren in Schwarzweiss, staunt man, wie weit entfernt jene Zeit unserer digitalen Buntwelt ist. Wie gross die Spanne ist, die er durchmessen hat. Sein Vater Ernst, geboren 1894, aufgewachsen im Gasthaus auf dem Köbelisberg, sei ein Riese gewesen, eine wirkliche Persönlichkeit, er nur eine kleine Kopie davon. Sein Vater war Bauführer beim Kanton, am Ausbau der



Auf dem Köbelisberg, mit seinen Brüdern auf der Schaukel, in den späten dreissiger Jahren.

Schwägalpstrasse beteiligt, lernte während einer Arbeitspause Anna Hinterberger aus Ennetbühl kennen, geboren 1900, genannt «Kronen Anni», Tochter eines Viehhändlers und einer Wirtin. 1923 heirateten sie, dieser Verbindung entsprangen fünf Kinder: Annemarie, Ernst, Richi, Paul, Friedrich, auf Bildern in kurzen Hosen zu sehen, barfuss bei verwandten Sennen auf der Alp Gössigen ob Ennetbühl oder auf dem Köbelisberg. Der Grossvater gründete in der Folge unterschiedliche Geschäfte, um seinen Kindern gute Bedingungen zu schaffen: einen Gemischtwarenladen, geführt von seiner Mutter, ein Kaufhaus für Konfektion, geführt von ihm und seiner Frau, und 1938 ein Baugeschäft. Das Magazin und eine Garage, die als Werkstatt diente, befanden sich im Kellergeschoss des Kaufhauses.

Die Familie lebte an der Bahnhofsstrasse, der Vater hielt mit den Kindern Kleinvieh ums Haus, auch einen Pfau, die Mutter hielt die Fäden straff. Schon in der Primarschule machte sich bei Ernst junior eine Begabung bemerkbar: Er konnte genau, sehr genau beobachten, die Hand gehorchte seinem Auge. Scherenschnitte von Geissen mit ihren Bärten und von Hirschen samt Geweih, die er offenbar als Achtjähriger mit einer Nagelschere und zur Verblüffung der Lehrer ohne vorzuzeichnen ausschnitt, sind später wieder aufgetaucht. Die fünf Kinder hielten das Dorf auf Trab, ich lasse tausend Episoden aus, der Älteste, Ernst eben, züchtete bald hinter dem Haus Kaninchen, brachte es zu junger Züchterwürde und verkaufte vorne im Laden, seinen wiederholten Schilderungen gemäss, Unterwäsche an Damen, war auf Büstenhalter spezialisiert. In der Firmenchronik schreibt er: «Rückblickend kann ich mir kaum mehr vorstellen, wie die Kriegsjahre über die Bühne gebracht wurden. Die jeweils wochen- und monatelangen Abwesenheiten des Vaters während der Aktivzeit müssen sich fatal ausgewirkt haben. Sicher war die Mutter aufs äusserste gefordert, hatte sie doch nebst dem Baugeschäft auch noch das Kaufhaus, den Laden und fünf nicht ganz brave Kinder zu betreuen, die bei Kriegsausbruch zwischen ein- einhalb und dreizehn Jahre alt waren.»

Sekundarschule in Wattwil, Kantonsschule in St. Gallen, er sah auf der anderen Seite des Bodensees Deutschland brennen. Eine Kriegsjugend. Schwarzwäldertorte wurde zu Hause, wenn überhaupt, mit Brot serviert. Obwohl er ohne Aufwand und gerne Sprachen lernte, wählte er das Studium zum Bauingenieur in Zürich. An der ETH belegte er Aktzeichnen; die erstaunlichen Kohlezeichnungen, die wir in einer Schublade entdeckten, waren begehrte Handelsware in unseren Kinderzimmern.

1953: Der frühe Tod seines Vaters war einschneidend. So musste er, kaum 24-jährig, als Student ins Geschäft einsteigen. Er wurde in die schnellen Berufsstiefel gesteckt. Auch Richi, der in Genf bei einer Bank arbeitete, kehrte unverzüglich zurück und übernahm die kaufmännische Leitung. «In den ersten Jahren stand der Überlebenskampf der Firma im Zentrum», schreibt er. «Eine grosse Rolle spielte auch die genaue Beobachtung der Arbeitsweise der Konkurrenzfirmen. Wo man etwas zur Verbesserung der eigenen Methode erhaschen konnte, war man schnell zur Stelle.» Und: «Unsere Unternehmungslust wurde durch nichts beeinträchtigt, wir waren ja jung und gesund.»

Mit fünfundzwanzig Jahren sieht er zum ersten Mal das Meer. Eigentlich wäre er gerne Maler oder Architekt geworden, hat er später erklärt, zum Glück sei es nicht so weit gekommen, denn als Maler hätte er den Schritt ins Abstrakte nie gewagt und als Architekt in den sechziger und siebziger Jahren die Landschaften wohl wie alle anderen mit Kisten übersät.

32-jährig lernt er Ruth Schwarzenbach an der Fasnacht kennen, sie ist noch nicht zwanzig Jahre alt. Drei Monate später beschliessen sie zu heiraten, Doppelhochzeit mit Paul und Adele. Die Fotografien sprechen Bände: mit dem Tanzschritt ins Leben. Er sei früher ein gefürchteter Tänzer gewesen, die Freundinnen seiner Söhne haben es später an Familienfesten erlebt. Kinder: 1962: Ernst, 1964: Ueli, 1968: Peter.

«Mit der Baukonjunktur in den sechziger Jahren – diese Bezeichnung war bisher ein Fremdwort – setzte eine eigentliche Beschaffungswelle bei den Baumaschinen ein. Die Mutter verdächtigte uns, Baumaschinen wie Spielzeuge zu kaufen. Das grosse Arbeitsangebot und die geforderten kurzen Bauzeiten machten diese Anschaffungen unumgänglich. Wir waren nicht mehr die Firma, der man mir nichts, dir nichts den Kopf umdrehen konnte, wie man nach dem Tod des Vaters glaubte.»

1974: Tod der Mutter Anna Weber-Hinterberger. Er schreibt: «Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit hat sie die Familie zusammengehalten und die Geschäfte in schwieriger Zeit mit Umsicht gelenkt. Auch in späteren Jahren beeindruckte sie mit ihrem kritischen und wachen Geist und hat uns mit unbequemen Fragen vor mancher Torheit bewahrt.» Immer dieses «wir, uns». Er denkt im Verband, familiär.

1975: Geburt der Tochter, sie wird auf den Namen «Barbara Anna Ruth» getauft, es sind die Namen ihrer beiden Grossmütter und ihrer Mutter. Bei der Geburt ist er 46 Jahre alt, das einst



Die junge Familie Mitte der sechziger Jahre, mit Ueli, Ernst und Ehefrau Ruth (v.l.n.r.).

Die Geschwister Friedrich, Richi, Ernst, Annemarie und Paul (von links nach rechts).



schwarze Haar angegraut und lichter. Wenn sie sich später zusammen im Dorf zeigen, wird er für ihren Grossvater gehalten.

1976: Richis Tod, «das Rechen-, Jass- und Geselligkeitsgenie», wie er schreibt: «Sein Tod riss eine Lücke ins Gefüge.»

Mein Vater: Ein Unternehmerherz, aufrecht gehend, immer mit Hut, selbst im Auto, Berufseile, Ämter und Pflichten, auf den Bildern sieht man ihn mit Kravatte, hinter Rednerpulten. Er habe Glück gehabt, sei in die Konjunkturjahre gekommen, damals sei es einfacher gewesen als heute, abenteuerlicher auch, wilder. Es wäre ein Leichtes gewesen, in jenen Jahren das Geschäft zu vergrössern, wird er später immer wieder betonen, wichtiger sei es, nicht zu gross zu werden, ein Familienbetrieb müsse man bleiben, überblickbar, verbindlich. Die Hektik jener Jahre ist mir nicht in Erinnerung: Tiere wandern durch die Kindheit. Der Vater steht mit seinen abgeschnittenen Stiefeln und mit Zipfelkappe im Hühnerhof, wischend mit seinem Reisigbesen, langsam, sehr langsam gehend steigt er zum Stall, es riecht nach Heu, wir knien unter den Milchschaften, er massiert die Euter, Melchfett, der Milchstrahl, Schaum im Behälter. Hecken, Vögel und Insekten, ein Zierententeich entsteht, ganze Schaf- und Entenfamilien auf dem Rasen. Wir wachsen in einem Kleinzoo, aber ohne Fernseher auf.

Die Eltern tragen die Welt, in die hinein man wächst, die Vaterwelt war sehr weit aufgespannt, man könnte sie widersprüchlich nennen oder eben Gegensätze vereinend: Er war Biobauer und Strassenbauer zugleich. Den ausgeklügelten Werkhof und

seinen Schafsstall entwirft er nacheinander. Gästeautos parkieren vor dem Haus, alle Besucher müssen unsere Schafsmilch kosten, sie werden mit Naturprodukten missioniert, ich sehe den Milchschaum auf den Oberlippen, sitze auf gelben Walzen zwischen braungebrannten Männern, es dampft und zischt, ich krieche im Büro unter Tischen durch, spiele zwischen Akten und Ordnern, samstags entsteigen Männer mit wilden Bärten den gelben Firmenbussen, «Zitronen» genannt, seine Tierfreunde, Alternative oder Aussteiger in Gesundheitsschuhen, mit ihren Milchschaafen fahren sie zum alternativen Markt, bald trägt der Vater zu Hause Birkenstöcke, die Mutter sitzt am Spinnrad, verspinnt die Wolle, verarbeitet die Milch zu Käse und Joghurt.

Morgens um sechs steht er jeden Tag im Werkhof, danach isst er mit der Familie das Frühstück. Wenn wir in die Schule gehen, ist er sein eigener Knecht, bei den Tieren, in alten Kleidern und mit besagter Zipfelkappe, später mit Strohhut, bestellt den Stall und den Hühnerhof. Heuen, emden. Wenn er für seinen Knecht gehalten wird, was oft vorkommt, ist er sehr belustigt. Wir Kinder werden früh mit dem Geschlechtsverhalten der Tiere vertraut gemacht, sehen Böcke und böckige Schafe beim Vermehrungsakt, sie nehmen auf, werfen oder verwerfen. Im Stall: Zunächst Wollschafe, dann dunkle afrikanische Kamerunschafe, der Bock heisst Balz, ist ein wahrhaftiger Bock, hat uns Kinder mit diabolischem Hornwerk über die Weiden gejagt; später die weissen ostfriesischen Milchschafe, die er mit braunen italienischen Elbenschaafen einkreuzt, zu einer panalpinen Mischung, die sowohl Milch als auch Wolle liefert, dunkle Pullover bezeugen es, dann Heidschnucken, Zwergschafe, Zwerggeissen, am liebsten sind ihm die Geissen, seine Stiefelgeiss ist ihm wie ein Hund, folgt ihm auf Tritt, erklettert die Obstbäume, er lässt sie gewähren. Kaninchen, Katzen und Hunde, Zier- und Flugtauben. Kanadagänse, Kolben-, Spitz- und Moschusenten. Das Schönste, Bewegendste überhaupt sei eine Katzenmutter mit ihren Kätzchen, säugend und sie umsorgend, oder junge Hunde beim Spiel. Alles wird weitergestaltet, aus dem Rasen wird eine Magerwiese, aus dem Zierententeich ein Biotop. Das Biotop: die Altherrenvariante des Kleinbauernbetriebs, wie er sagt.

Pater familias. Immer oben am Tisch sitzend, nach klar erkennbarem Muster, bot er die nötige Reibungsfläche, nur waren die Argumente, die er vorbrachte, in der Regel zu differenziert, als dass ein Streit entstehen konnte. Man wünscht sich als Pubertierender manchmal ein einfacheres Ziel als einen Vater, der sich auf keinen Nenner bringen lässt, klug und tolerant ist. Wir

hatten in der Familie oft alle Meinungen gleichzeitig am Tisch, es gab mächtige Palaver. Die Familie war anfänglich männerbestimmt, als die Söhne ausgeflogen und nur noch die Mutter und die Schwester zu Hause waren, lebte er gewissermassen in einem Frauenhaushalt. Immer hat er Hähne gezeichnet, sich gerne als solchen bezeichnen lassen: «Güggel» war sein Kosenamen, den seine Tochter Barbara für ihn gefunden hatte, er verstand ihn als Zärtlichkeit.

Offene Tische, die Mutter kochte entfesselt. Er war Vorkoster, erster Testesser und für den Wein zuständig. Sie waren ein starkes Gespann, das jede Runde in Schwung brachte. Unvergessliche Feste und Essen. Er lud laufend Leute ein, wir taten es ihm gleich. Man konnte alle nach Hause bringen. Später Künstler, Theater- und Literaturmenschen. Tischübergreifende Gespräche in Restaurants, der Vater oft neugieriger und lebendiger als uns lieb. «Ich möchte meiner nimmermüden Gemahlin Ruth danken. Sie hat vier Kinder geboren und aufgezogen. Jahrzehntlang hat sie an den Freuden und Leiden des Geschäftslebens teilgenommen. Mit ihrer Kochkunst und Gastfreundschaft hat sie unzählige Einladungen bestritten und zur guten Laune im ganzen Umfeld beigetragen.»

1991: Nach 39 Jahren zog er sich aus dem Geschäft zurück. Die Brüder sprangen ins kalte Wasser, wie er sagte, so wie er es auch getan hatte. Er mischte sich nicht mehr wirklich ein. «Ich bin draussen», gab er zur Antwort, wenn man danach fragte. «Unsere Firma hat den Übergang von der Handarbeit zur Mechanisierung und den Schritt ins Computerzeitalter unbeschadet überstanden. Die vielen Auf und Ab hielten uns auf Trab. Langeweile war nie ein Thema.» Selber hält er sich von den Segnungen des digitalen Zeitalters verschont, fernsehen will er nie mehr lernen, Telefon ist nur für knappe Gespräche da. Seine ganze Energie, sein Wissen als Baumeister geht nach der Pensionierung in den Umbau der Liegenschaft Büel unterhalb des Köbelisbergs, ein altes Bauernhaus, das er aus der Verwandtschaft erwirbt und nach Gesichtspunkten der Denkmalpflege restauriert. Er setzt sich nun mit der Holzbauweise auseinander, übernimmt selber die Bauleitung, mit Bedacht, lässt sich jahrelang Zeit, geht jedem Detail nach, besucht und befragt Spezialisten und Leute, die in alten Bauernhäusern leben. Bei diesen Erkundungen in die nähere Umgebung habe ich ihn oft begleitet, es waren Reisen durch ein Lokaluniversum, er fuhr mit dem Auto sehr langsam, liess Landschaft vorbeiziehen, kannte jeden Flur-



Vater und Tochter beim «Güggeltanz» an seinem 70. Geburtstag.

namen, die Menschen, erzählte hiesige Geschichten, um in grössere Zusammenhänge auszugreifen.

An Sommerabenden sitzt er draussen im Konzert der Vogelstimmen, schaut über die blühende Magerwiese in den nahen Wald, hört einzelne Stimmen, ordnet sie zu, neben ihm der Feldstecher, Vogel-, Blumen- und Tierbücher. Als wir in der Kantonsschule Pflanzen auswendig zu lernen haben, findet er ums Haus, in seinen Gehegen, Hecken und Weihern fast alle vor. Im Winter liest er abends und nachts stundenlang. Sein Interesse gilt der Geschichte, der Lokalhistorie, fremden Kulturen, der Literatur, Biographien. Er liest auch meine Texte, mahnt zur Genauigkeit. Seine Bibliothek habe ich in Etappen geplündert.

Das Zeichnen und Malen rücken bald ganz ins Zentrum. Nun belegt er Kurse, malt draussen und im Zoo, zeichnet Akte, sein Büro verwandelt sich in ein Atelier, die einst abgebrochenen Linien nimmt er wieder auf. Er bildet vor allem seine eigenen Tiere ab, sein Strich sucht das Lebendige, das Abstrakte bleibt ihm fremd. Ein spätes Idyll: Die Mutter kocht in der Küche, er malt auf der anderen Seite der Wand ihre Blumen, sitzt mit der Staffelei in den Rabatten, von Hummeln umsummt. Die Katzen schmeicheln ihm um die Beine, der Hund sitzt daneben. Das Bild ist sprechend: Der Vater hat gewissermassen in Mutters Blumen gelebt.

Persönlichkeit mit eigener Nase. Nicht aus der Ruhe zu bringen. Heimisch und verwurzelt, ganz ohne Herkunftsirritationen. Adleraugen. Was andere über ihn denken könnten, küm-



Freude mit Zwergziegen und Enkel Pierrick.

mert ihn wenig. Genussfähig. Lädt oft und gerne ein. Liebt guten Wein. Alte Freunde nennen ihn gradlinig, grundehrlich, lustig. Beobachtet stundenlang Hahn und Hühner, studiert deren Verhalten, um daraus amüsante Lehren abzuleiten. Errät bei Unbekannten ungefragt Verwandtschaftslinien. Kann mit allen Leuten reden. Weiss den richtigen Satz zu sagen. Beherrscht die Kunst, im richtigen Moment zu schweigen. Durchschaut viele und vieles, ohne sich etwas anmerken zu lassen. Lässt seinen Verstand unerwartet aufblitzen. Weitsichtig. Sehr umgänglich und kontaktfreudig. Trägt dem Gegenüber schnell das Du an, auch jüngeren Leuten. Als Jasser effizient, aber wenig experimentierfreudig, spielt aufreizend langsam, mit kalkulierte Risiko. Freut sich schelmisch, wenn er mit einer schwachen Karte den letzten Stich macht, was oft vorkommt. Lässt Kinder beim Spiel so gewinnen, dass sie überzeugt sind, sie hätten ihn besiegt.

Italien bleibt das Zauberwort. Er spricht fließend Italienisch, endlich bereist er das ersehnte Rom, braucht dafür einen Gesellschafter, wir reisen zusammen, schlafen im Doppelbett. Sein Wissensdurst scheint unstillbar, er hat sich gründlich eingelesen, eilt, endlich angekommen, von Bauwerk zu Bauwerk. Er liebt es, Esslokale zu erschnüffeln, folgt Leuten, die er für gute Esser hält, über weite Strecken durch die Gassen, bis sie ein Lokal betreten, wir testen die römische Küche, die Weine. Mittagsschlaf, nachmittags geht es im gleichen Tempo weiter. Abends falle ich erschöpft ins Bett, morgens um sechs werde ich wieder geweckt. Sein grösstes Künstlerglück: Auf einer Malreise in Italien beginnt er anstelle der Landschaft Hunde zu aquarellieren, die Bewohner halten ihn für einen Künstler, «Artista!», bringen ihm ihre Hunde, grosse und kleine, dicke und alte, er zeichnet sie stehend, auf den Knien, strahlt, ist im Italienparadies, unendlich glücklich.

Die Lungenkrankheit macht sich in den letzten Jahren stärker bemerkbar, sein Aktionsradius wird kleiner. Das Biotop im Büel ist sein letztes Werk. Zehn Tage vor seinem Tod beginnt er, ein Selbstporträt vor dem Spiegel zu malen, er blickt sich in die Augen, wie er dem Tod ins Auge geschaut hat. Er hat sich den natürlichen Zyklen anvertraut, «con grandezza», wie ein Freund sagt, «mit Stil. Wie er eben war». Er hat die Linien zu Ende gezogen, gezeigt, wie sie weiterlaufen. So mischt sich Trauer mit Mut. Er bleibt präsent, lässt uns gestärkt zurück. Bis zum Schluss geistreich, in Würde, bei vollem Bewusstsein bis an die Kante. Er habe ein gutes Leben gehabt, ein lustiges Fest müsse es geben, *vivere e lasciar vivere!*